

---

Steffen Mau • Nadine M. Schöneck (Hrsg.)

# Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands

Band 1

Band 2

3., grundlegend überarbeitete Auflage

 Springer VS

*Herausgeber*  
Prof. Dr. Steffen Mau,  
Dr. Nadine M. Schöneck,  
Universität Bremen, Deutschland

ISBN 978-3-531-17663-5  
DOI 10.1007/978-3-531-18929-1

ISBN 978-3-531-18929-1 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 1998, 2001, 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

*Satz:* text plus form, Dresden

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media  
[www.springer-vs.de](http://www.springer-vs.de)

# Lebensstile

Gunnar Otte

## 1 Definition und Abgrenzung

Ein Lebensstil lässt sich als ein Muster von Verhaltensweisen definieren, die eine gewisse formale Kohärenz, alltägliche Zentralität und biografische Stabilität aufweisen, Ausdruck zugrundeliegender Orientierungen sind und von anderen Personen identifiziert werden können. Diese Definition bedarf einer näheren Erläuterung (vgl. ausführlich Hartmann 1999; Otte/Rössel 2011). Lebensstile werden demnach am Verhalten einer Person festgemacht, nicht an ihren Wertorientierungen, Einstellungen oder Präferenzen. Dabei konstituieren nicht schon einzelne Verhaltensweisen einen Lebensstil, sondern erst ganze Bündel. Besonders relevant sind Verhaltensmuster, die in Interaktionssituationen auftreten, denn diese sind von anderen Personen identifizierbar und klassifizierbar. Als Lebensstil lassen sie sich dann identifizieren, wenn sie einen kohärenten Zusammenhang bilden, wenn sie im Leben einer Person von zentraler Bedeutung sind und wenn sie über die Zeit stabil sind. Wenn hingegen das Verhaltensrepertoire fragmentiert ist, häufigen Wandlungen unterliegt und keine übergeordneten Fluchtpunkte aufweist, ist es schwierig, einer Person einen bestimmten Lebensstil zuzuschreiben. Definiert man Lebensstile über zentrale, kohärente und stabile Verhaltensmuster, sind sie meist Ausdruck innerer Wert- oder Grundorientierungen einer Person. Damit sind situations- und bereichsübergreifende Bewertungsschemata ästhetischer und ethischer Art gemeint. In der Forschung überwiegt der Fokus auf alltagsästhetisch motivierte Ausdrucksformen. So manifestiert sich ein hochkultureller Lebensstil im häufigen Besuch von Kunstausstellungen, Theateraufführungen und Lesungen. Doch können Lebensstile auch durch Alltagsethiken geprägt sein, etwa durch religiöse Anschauungen, politische Ideologien oder ökologische Werte. Solche Wertorientierungen übersetzen sich aber nicht zwangsläufig und ungebrochen in Lebensstile, denn die Realisierung persönlicher Werte kann durch verfügbare Ressourcen und situative Gelegenheiten beeinflusst werden. Beispielsweise wird eine hedonistisch orientierte junge Frau durch Schwangerschaft und Kindererziehung in ihrem Aktionsradius erheblich eingeschränkt. Zudem können identische Wertorientierungen auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck kommen: Der christliche Glaube kann mit verschiedenen Formen religiöser Praxis einhergehen.

Die Perspektive der Lebensstilforschung unterscheidet sich von der der Werteforschung also dadurch, dass Verhaltens- und nicht Wertemuster im Mittelpunkt stehen. Hinzu kommt, dass die Lebensstilforschung primär an ästhetisierbaren Verhaltens-

bereichen ansetzt, insbesondere am Freizeit-, Kultur-, Medien-, Ernährungs-, Bekleidungs- und Wohnverhalten. Die Werteforschung thematisiert hingegen stärker moralisch aufgeladene Bereiche wie Politik und Religion (vgl. Welzel 2009). Obwohl sich die beiden Forschungsfelder aufgrund der wechselseitigen Bezüge von Werten und Lebensstilen nahestehen, sind sie in der Forschungspraxis weitgehend voneinander getrennt und befruchten sich kaum wechselseitig. Werte und Lebensstile zumindest analytisch zu trennen, ist durchaus sinnvoll, da Werte als Vorstellungen des Wünschenswerten dem Handeln kausal vorausgehen und zu seiner Erklärung beitragen. Nicht für alle Fragestellungen scheint jedoch eine strikte empirische Trennung nötig. Wenn man sich für die Entwicklung des Hochkulturinteresses oder der Religiosität im Lebenslauf interessiert, wird man beide Ebenen zugleich betrachten. Als übergreifender Terminus bietet sich dafür der auf Max Weber zurückgehende Begriff der Lebensführung an. Für Weber (1972: 320 f.) macht eine spezifisch religiös, ethnisch oder beruflich geprägte Lebensführung eine »Orientierung an einheitlichen Werten« aus, die zur »Systematisierung des praktischen Handelns« beiträgt. Obwohl der Begriff bei Weber nicht präzise definiert und abgegrenzt ist, wird er stärker auf Handlungsziele und Werte bezogen als der Lebensstilbegriff, gleichwohl aber verhaltensverankert gebraucht (Hermann 2006).

Im Kontext der Lebensstilforschung ist auch der Milieubegriff häufig anzutreffen. Während Lebensstile, Wertorientierungen und Lebensführungsarten individuelle – wenngleich auf Gruppen verallgemeinerbare – Merkmale sind, handelt es sich bei einem sozialen Milieu um ein Kontextmerkmal bzw. einen Aggregatbegriff. In der klassischen französischen Soziologie wurde damit die soziale Umgebung bezeichnet, in die ein Individuum eingebettet ist und deren »sozialer Druck« sein Handeln prägt. Das Problem ist, dass die Umgebung einer Person selten so homogen ist, wie das Milieukonzept suggeriert, sondern dass von den Bezugspersonen in Familie, Beruf, Nachbarschaft und Freizeit sehr unterschiedliche Anregungen und Sanktionen ausgehen können. Zur Erfassung dieser Pluralität von Einflüssen ist das Konzept des sozialen Netzwerks (► *Soziale Netzwerke*) angemessener, da es eine Zergliederung der sozialen Umgebung in mehrere Subgruppen mit unterschiedlichen Werten und Lebensstilen zulässt. Die heute in der Soziologie dominierende Begriffsverwendung betrachtet Milieus jedoch weniger als Kontextmerkmale, sondern als gesellschaftliche »Großgruppen«, d. h. statistische Aggregate von Personen, die bestimmte Gemeinsamkeiten teilen. Als milieukonstituierende Gemeinsamkeiten werden oft Einstellungen und Wertorientierungen herangezogen (Ascheberg 2006; Flaig et al. 1993; Vester et al. 2001), zum Teil ergänzt um Lebensstilmerkmale oder sogar soziodemografische Merkmale (Schulze 1992). Solche Großgruppen werden in der Forschung – je nach Konzeption – auch als Werte-, Lebensstil- oder Lebensführungstypen bezeichnet. Da diese Bezeichnungen treffender und eindeutiger sind als der von seinen etymologischen Wurzeln abgelöste Milieubegriff, sind sie diesem vorzuziehen. Trotz oder gerade wegen seines inflationären Gebrauchs hat der Milieubegriff nur einen geringen Nutzen.

## 2 Entwicklungslinien in der Konzeption von Lebensstilen

Das Aufkommen der Lebensstilforschung kann – wie das der Werteforschung – auf die 1970er und 1980er Jahre datiert werden. Zentral war dafür das Postulat, dass in fortgeschrittenen Industriegesellschaften nicht mehr von materiellen Ressourcen und beruflichen Positionen sowie den daraus abgeleiteten Konzepten der Klasse und Schicht auf subjektive Identitäten und individuelles Handeln geschlossen werden könne. Im Zuge des sozialen Wandels, der durch eine massive Wohlstandssteigerung und Bildungsexpansion, durch erhöhte soziale Mobilität und erweiterte soziale Sicherung sowie eine Liberalisierung sozialer Normen gekennzeichnet sei, hätten die individuellen Wahlmöglichkeiten zugenommen und postmaterialistische Entfaltungswerte an Bedeutung gewonnen. Die Lebensstilforschung geht jedoch nicht von einem radikal individualisierten Entscheidungsverhalten aus. Dem stehen zwei Umstände entgegen. Erstens ist die Ausformung von Lebensstilen so lange von verfügbaren Ressourcen und Opportunitäten abhängig, wie diese sozial ungleich verteilt sind und das Spektrum zugänglicher Handlungsalternativen tangieren. Zu nennen sind hier monetäre Ressourcen (die maßgeblich über Erwerbsarbeit und Berufspositionen verteilt werden), Wissensbestände (die nach Bildungsniveaus differieren), zeitliche Restriktionen (die mit dem Erwerbsstatus und der Lebens-/Familienform variieren) und räumliche Gelegenheiten (die vom Wohnort abhängen). Zweitens orientieren sich Akteure aufgrund ihrer Einbettung in soziale Netzwerke aneinander und üben wechselseitig Einfluss aufeinander auf. Wirksam werden dabei sowohl Lernprozesse, die auf Imitation beruhen (Modelllernen), als auch Lernprozesse, die auf der Vergabe sozialer Anerkennung und Sanktionen beruhen (soziale Verstärkung). Aus diesen Gründen bilden sich kollektiv geteilte Muster oder Typen des Lebensstils heraus. Mehr als Klassen- oder Schichtmodelle versucht die Lebensstilforschung aber, den individuellen Freiheitsgraden Rechnung zu tragen, indem sie Menschen nicht auf der Basis des Besitzes von Ressourcen und Opportunitäten klassifiziert, sondern anhand ihrer Verwendung und Nutzung.

Die Lebensstilforschung in Deutschland hat neben der Individualisierungsdebatte zwei Wurzeln, die unterschiedliche – bis heute fortwirkende – Forschungskonzeptionen nach sich gezogen haben. Zunächst ist die kommerzielle Marktforschung zu nennen, die an Stelle von soziodemografischen Segmentierungs- und Zielgruppenansätzen zunehmend Einstellungs- und Lebensstilmodelle zu verwenden begann (Hartmann 1999: Kapitel 3). Diese Modelle sind meist Typologien, die clusteranalytisch unter Verwendung einer Vielzahl von Items gewonnen und zur besseren Visualisierung in einem zweidimensionalen Raum angeordnet werden. In Deutschland gehört die Anfang der 1980er Jahre erstmals vorgestellte Sinus-Typologie sozialer Milieus zu den prominentesten Vertretern dieser Art (Flaig et al. 1993). Sie hat mit ihrer typologischen Grundkonzeption die akademische Forschung stark angeleitet oder wurde sogar direkt aufgegriffen (z. B. Vester et al. 2001).

Die zweite Wurzel der Lebensstilforschung ist Bourdieus (1982) materialreiches und theoretisch bedeutsames Werk zum Zusammenhang von Klasse und Lebensstil in Frankreich. Empirisch wird dort eine Vielzahl von Verhaltensweisen auf ihre Verankerung in Bildungs- und Berufskategorien untersucht. Anders als beim clusteranalytischen Vorgehen werden mit dem – durch Bourdieu international popularisierten – Verfahren der Korrespondenzanalyse keine Typen abgegrenzt, sondern Zusammenhänge von Sozialstruktur- und Lebensstilmerkmalen in einem »sozialen Raum« entlang mehrerer Achsen abgebildet. Auf diese Weise lassen sich Personengruppen identifizieren, die einander in ihren Lebensstilen konträr – zum Teil konfliktreich – gegenüberstehen. In theoretischer Hinsicht einflussreich ist Bourdieus These, dass antagonistische Sozialbeziehungen nicht nur in der Verteilung ökonomischer Ressourcen gründen, sondern dass in sozialen Auseinandersetzungen auch »kulturelles Kapital« zum Einsatz kommt. Darunter versteht Bourdieu die Verfügung über kulturelle Objekte (z. B. Kunstwerke, Musikinstrumente), kulturelle Kompetenzen (z. B. die Fähigkeit, Kunstwerke zu entschlüsseln und Musikinstrumente zu spielen) und kulturell anerkannte Titel (vor allem Bildungszertifikate). Nach Bourdieu werden kulturelle Kompetenzen von den Eltern an die Kinder weitergegeben. Weil sie den Schulerfolg begünstigten, trügen sie wesentlich zur intergenerationalen Reproduktion sozialer Ungleichheit bei. Diese ungleichheits- und herrschaftssoziologische These wurde besonders in der englischsprachigen Forschung aufgegriffen (Lareau/Weininger 2003). Man kann sagen, dass die Lebensstilforschung sich dort überwiegend auf die Thematik kulturellen Kapitals konzentriert, während sie in Deutschland wesentlich breiter angelegt ist (Otte/Rössel 2011). Mit diesem engen Fokus geht eine theoriegeleitete Erfassung spezifischer Elemente und Dimensionen des Lebensstils einher, die sich deutlich von der Ambition der typologischen Forschung unterscheidet, Lebensstile ganzheitlich zu erfassen. Da kulturelles Kapital meist über die Rezeption von Ausdrucksformen westlicher »Hochkultur« – z. B. klassischer Musik, bildender Kunst und anspruchsvoller Literatur – operationalisiert wird, weist die im angelsächsischen Raum verbreitete Lebensstilforschung aber eine erhebliche inhaltliche Beschränkung auf.

### **3 Gegenwärtige Ausprägungen von Lebensstilen**

Die in Deutschland dominierende Forschung der vergangenen zwei Jahrzehnte, die explorativ angelegt ist und die Identifikation von Typologien oder sozialen Räumen anvisiert, hat eine kleine Zahl wiederkehrender Dimensionen zum Vorschein gebracht, entlang derer Lebensstile variieren (vgl. Otte 2004; Kapitel 3; 2005). Die erste Dimension lässt sich als Ausstattungsniveau bezeichnen. Sie zerfällt in zwei Subdimensionen: den materiellen Lebensstandard (ökonomische Subdimension) und das kulturelle Anspruchsniveau (kulturelle Subdimension). Nach Aspekten des materiellen Lebensstan-

dards unterscheiden sich Lebensstile, wenn man die Großzügigkeit der Wohnverhältnisse, die Häufigkeit und Destination von Ferienreisen, den Besitz von Luxusobjekten (Antiquitäten, Schmuck, Kunstwerke), teurer oder ausgefallener Kleidung sowie den Besuch gehobener Restaurants und exklusiver Veranstaltungen betrachtet. Unterschiede im kulturellen Anspruchsniveau manifestieren sich in der Rezeptionshäufigkeit hochkulturell legitimer Veranstaltungen und Werke, in einem kosmopolitischen Interessenhorizont sowie im lektürebasierten Erwerb von Kennerschaft und Diskursfähigkeit (z. B. im Hinblick auf Kultur, Geschichte, Politik, Wissenschaft, Technik).

Die zweite Dimension reflektiert die Zeitausrichtung des Lebensstils. Auch dazu gehören zwei Subdimensionen: die Modernität (Subdimension der historischen Zeit) und die biografische Perspektive (Subdimension der Lebenszeit). Entlang der Subdimension der Modernität variieren Personen in ihrer Bereitschaft, kulturelle Innovationen und neue Moden aufzugreifen oder aber das »Klassische« wertzuschätzen (z. B. im Hinblick auf Kultur, Kleidung, Technik) und ihren Lebensstil an neuen Werten oder aber alten Traditionen auszurichten (z. B. im Hinblick auf Religion, Familienformen). Entlang der Subdimension der biografischen Perspektive unterscheiden sich Personen in ihrer Erfahrungsoffenheit, Explorationslust und Suche nach Abwechslung einerseits bzw. der Geschlossenheit ihres Erfahrungshorizontes und der Ordnung ihrer Alltagsroutinen andererseits.

Wenn hier von Subdimensionen einer jeweils übergeordneten Dimension – und nicht von vier eigenständigen Dimensionen – gesprochen wird, ist das durch ihre enge Verzahnung begründet. Diese ist auf sozialstrukturelle Ressourcen und Opportunitäten zurückzuführen, die hinter den Ausprägungen des Lebensstils stehen. Der materielle Lebensstandard ist durch monetäre Ressourcen bedingt, während das kulturelle Anspruchsniveau durch Bildungsressourcen (► *Bildung und Bildungssystem*) beeinflusst wird. Weil Bildungs- und Einkommensressourcen untereinander positiv korrelieren – höhere Bildung ist Zugangsvoraussetzung für viele qualifizierte, gut bezahlte Berufspositionen –, sind Personen mit einem gehobenen Lebensstandard oft auch diejenigen, die einen anspruchsvollen Kulturkonsum betreiben. Die Zeitausrichtung des Lebensstils ist in doppelter Weise altersabhängig: Zum einen zeichnen sich Angehörige historisch jüngerer Geburtskohorten durch eine größere Modernität des Lebensstils aus als solche älterer Geburtskohorten (Lagerung in der historischen Zeit); zum anderen sind Personen in der Lebensphase der Postadoleszenz biografisch offener als solche, die bereits eine feste Berufslaufbahn eingeschlagen, eine Familie gegründet und Wohneigentum erworben haben, oder solche im fortgeschrittenen Alter (lebenszeitliche Lagerung). Diese Subdimensionen sind miteinander verzahnt, weil junge Menschen weniger Lebenszeit in den Aufbau eines subjektiven Erfahrungsschatzes investiert haben und daher empfänglicher für das historisch »Neue« sind als ältere Menschen. Sowohl die Zusammenhänge zwischen den jeweiligen Subdimensionen als auch die zwischen den Sozialstrukturmerkmalen und dem Lebensstil sind probabilistischer, nicht deterministischer Art: So gibt es durchaus auch Menschen, die einen kulturell anspruchsvollen

Lebensstil pflegen, ohne Wert auf materiellen Statuskonsum zu legen – und dies bei einem geringen Formalbildungsniveau.

Ein Problem der explorativ arbeitenden Lebensstilforschung ist, dass zahlreiche ihrer Typologien und Modelle zwar ähnliche Grunddimensionen enthalten und inhaltlich mehr oder weniger parallelisierbar sind, dass daraus aber kaum replizierbare Umfrageinstrumente entwickelt wurden. Eine Ausnahme ist die von Otte (2004; 2005) vorgeschlagene und validierte Lebensführungstypologie. Von »Lebensführung« ist die Rede, weil die Typologie konzeptuell auf einer Synopse diverser Lebensstil- und Wertestudien beruht und die beiden Komponenten der Lebensführung nicht systematisch trennt, sondern sie übergreifend zu erfassen beansprucht. Mit dem Messinstrument, das zehn verhaltensnah formulierte Items umfasst, werden zwei Indizes des Ausstattungsniveaus und der Modernität/biografischen Perspektive konstruiert. Die Typologie folgt also den Hauptdimensionen gegenwärtiger Formen der Lebensführung und ähnelt darin unter anderem den Milieutypologien von Schulze (1992) und des Sinus-Instituts (Flaig et al. 1993). Anhand der Kombination ihrer Indexwerte kann jede Person einem von neun Typen zugewiesen werden.

Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Lebensführungstypen in West- und Ostdeutschland im Jahr 2011. Methodisch sei angemerkt, dass die Übergänge zwischen angrenzenden Typen fließend, die exakten Grenzen kaum stichhaltig begründbar und die Typenumfänge deshalb für sich genommen wenig aussagekräftig sind: Es gibt in Westdeutschland nicht zwei Prozent Konservativ Gehobene im essentialistischen Sinne. Vielmehr wird diese Kategorie relativ zu anderen Kategorien für Analysezwecke abgegrenzt. Aufschlussreich sind die Typengrößen somit erst in vergleichender Betrachtung, z. B. im West-Ost-Vergleich. Dabei wird erkennbar, dass das gehobene Ausstattungsniveau in den ostdeutschen Bundesländern seltener erreicht wird als in den westdeutschen; speziell der Typus der Liberal Gehobenen ist unterrepräsentiert. Näheren Analysen zufolge impliziert dies nicht nur einen niedrigeren materiellen Lebensstandard im Osten, sondern auch eine geringere kulturelle Partizipation. Schwächer besetzt als im Westen ist ferner das traditionale, biografisch geschlossene Segment der Typologie, wobei dies maßgeblich den Typus der Traditionellen Arbeiter betrifft. Dahinter stehen ursächlich die fortgeschrittene Säkularisierung und der Bedeutungsverlust der Religion als traditioneller Identitätsstütze in der ehemaligen DDR. Besonders hohe Anteile im Vergleich mit Westdeutschland erzielen die Heimzentrierten: Sie führen ein einfaches Leben, das sich um Haus und Heim dreht, familiäre und kinderbezogene Beschäftigungen zum Inhalt hat und von der Massenkultur im Fernsehen und auf Volksfesten begleitet wird.

Zwar ist die Typologie an zentralen Lebensführungsdimensionen aufgespannt, doch gibt es innerhalb der Typen eine Heterogenität nach anderen Merkmalen. Beispielsweise identifiziert Spellerberg (1996) den Aktionsradius als eine solche Dimension. Auch die obigen Typen unterscheiden sich in der Reichweite ihrer Beschäftigungsfelder: Sie nimmt entlang der Diagonale von den Traditionellen Arbeitern (häusliche Aktivitäten, lokaler Interessenhorizont) zu den Reflexiven (außerhäusliche Aktivitäten, globaler In-

**Abbildung 1** Verteilung von Lebensführungstypen in West- und Ostdeutschland 2011

<i>Ausstattungs- niveau</i>				
		1 Konservativ Gehobene	4 Liberal Gehobene	7 Reflexive
gehoben	West	2,1%	West 9,6%	West 3,6%
	Ost	1,6%	Ost 2,4%	Ost 4,0%
mittel	West	7,6%	West 21,1%	West 8,8%
	Ost	10,5%	Ost 23,6%	Ost 10,1%
niedrig	West	19,1%	West 20,8%	West 7,3%
	Ost	13,4%	Ost 26,7%	Ost 7,7%
		traditional/ biogr. Schließung	teilmodern/ biogr. Konsolidierung	modern/ biogr. Offenheit
				<i>Modernität/ biogr. Per- spektive</i>

Quelle: Testerhebung des Sozio-ökonomischen Panel 2011; CAPI-Befragung von 1030 zufällig ausgewählten Personen der deutschsprachigen Wohnbevölkerung ab 16 Jahren in Deutschland (personengewichtete Daten).

teressenhorizont) tendenziell zu. Der Aktionsradius könnte jedoch systematischer abgebildet werden, wenn eine Typologie konstruiert würde, die diese Dimension explizit vorsieht. Daran wird deutlich, dass ein und dieselbe Typologie nicht für alle Erkenntnisinteressen gleichermaßen geeignet ist.

#### 4 Sozialgeschichtliche Entwicklung

Welche Wandlungsprozesse sind entlang der Dimensionen des Ausstattungsniveaus und der Modernität/biografischen Perspektive im Zeitverlauf zu beobachten? Hat sich die strukturelle Lagerung von Lebensstilen verändert? Derartige Prozesse historischen Wandels sind für Lebensstile noch schwieriger rekonstruierbar als für Sozialstrukturmerkmale. Idealerweise sollten ganze Bündel von Lebensstilelementen – nicht nur einzelne Indikatoren – untersucht werden. Selbst Messungen von Einzelindikatoren liegen aber für längere Zeiträume nur spärlich vor. Hinzu kommt, dass auch das Vorliegen einer Zeitreihe noch keine Bedeutungsäquivalenz der konkreten Indikatoren sicherstellt.

Diese Problematik lässt sich an der ökonomischen Dimension des Ausstattungsniveaus verdeutlichen. So betrachtet die Wohlfahrtsforschung die Ausstattung von Haushalten mit langlebigen Konsumgütern als Indikator des Lebensstandards (Glatzer 1998).

Solange nur eine Minderheit der Haushalte über eine Waschmaschine, einen Fernseher oder ein Auto verfügte, konnten diese Objekte als Luxusgüter und Statussymbole angesehen werden. Mit zunehmender Verbreitung verlor der Besitz an sozialer Signifikanz. Das heißt nicht, dass es keine sozialen Ungleichheiten im Konsum mehr gäbe. Relevant sind nun zum einen differenzierte Informationen, z. B. zu Automarke und Fahrzeugtyp, zum Besitz eines Zweitwagens oder zum Grund des Nichtbesitzes (finanziell erzwungener versus freiwilliger Autoverzicht). Zum anderen hat der technische Fortschritt neue Konsumgüter hervorgebracht, denen für gewisse Zeit ein Distinktionswert anhaftet: CD-Player, Notebook, Mobiltelefon, Navigationssystem. Nicht allen technischen Geräten wird jedoch ein solcher Wert gesellschaftlich zugeschrieben: Gerade in höheren Sozialschichten, die Wert auf gesunde Ernährung und frisch zubereitete Speisen legen, stoßen etwa Mikrowellengeräte auf Vorbehalte. Ob sich die Zusammenhangsstärke von Einkommen und materiellem Statuskonsum im Zeitverlauf verändert hat, muss unter Berücksichtigung derartiger Messprobleme noch gründlich untersucht werden.

Einige Überlegungen sollen dennoch angestellt werden. Betrachtet man die vier größten Posten in der Struktur der Konsumausgaben in Deutschland im Jahr 2005, entfallen 33 Prozent auf Wohnen, 14 Prozent auf Transport, 13 Prozent auf Nahrungs- und Genussmittel sowie zwölf Prozent auf Freizeit und Kultur (Angele et al. 2008: 149). Aufgrund seiner steigenden finanziellen Bedeutung kann das Wohnen als ein Bereich gelten, über den heute vielleicht noch mehr als früher sozialer Status demonstrierbar ist. Ein gehobener Lebensstandard kann an der Qualität der Wohnlage, der Grundstücks-, Haus- und Wohnungsgröße, besonderen Ausstattungsmerkmalen (Garten, Swimming-Pool, Dachterrasse) sowie am Besitz einer Zweitwohnung oder eines Ferienhauses abgelesen werden. Hervorzuheben ist, dass Haushalte mit hohem Einkommen nur 39 Prozent ihrer Ausgaben für Wohnen und Ernährung tätigen, während es bei den ärmsten Haushalten 59 Prozent sind. Jenseits dieser »Grundversorgung« verausgaben Haushalte mit steigendem Einkommen also einen zunehmend größeren Anteil für die freie Ausgestaltung des Lebensstils, etwa im Hinblick auf Reisen und Transport, Freizeit und Kultur, Gastronomie, Wohnungseinrichtung, Kleidung und Gesundheit. Entsprechend differiert der Konsum auch in absoluten Beträgen: Bei einem monatlichen Haushaltsnettoeinkommen unter 1 300 Euro entfallen 93 Euro auf Freizeit- und Kulturausgaben, bei einem Einkommen ab 5 000 Euro sind es 469 Euro (Angele et al. 2008: 152). Die anhaltende Relevanz monetärer Ressourcen für die Stilisierbarkeit des Alltags scheint evident und könnte sogar an Bedeutung gewinnen: Zwischen 1990 und 2003 hat sich die Einkommensabhängigkeit identisch gemessener außerhäuslicher Freizeitaktivitäten erhöht (Isengard 2005). Die zeitdiagnostisch beschworene Entkopplung des Konsumverhaltens von ökonomischen Ressourcen ist nach den Erkenntnissen der Lebensstilforschung also wenig plausibel. Zudem war das Konsumverhalten in der Vergangenheit komplexer als die Entkopplungsthese unterstellt: Eine umfangreiche Auswertung von Haushaltsrechnungen im deutschen Kaiserreich offenbart eine Vielzahl von Konsum-

mustern, die nur lose mit der »Kragenlinie« von Arbeitern und Angestellten korrespondieren (Fischer 2010).

Für die kulturelle Dimension des Ausstattungsniveaus gilt die Teilnahme an klassischer europäischer Hochkultur als konstitutiv. Eine Auswertung zahlreicher Publikumsanalysen zeigt, dass klassische Konzerte, Opern, Theater und Kunstmuseen weit überdurchschnittlich von Personen mit höherer Bildung besucht werden (Rössel et al. 2005). Vergleicht man Studien der frühen 1980er Jahre mit solchen um die Jahrtausendwende, ist der Akademikeranteil deutlich angestiegen; diese Entwicklungsrichtung verläuft allerdings parallel zur allgemeinen Bildungsexpansion. Eine »Demokratisierung« der öffentlich subventionierten Kultur ist nach diesen Befunden nicht zu beobachten. Da aber nur eine kleine Bevölkerungsminderheit zum Kern des Hochkulturpublikums gezählt werden kann und entsprechende Veranstaltungsbesuche auch in den oberen Bildungsschichten nicht die Regel sind, wird verstärkt bezweifelt, dass Hochkulturkonsum heute noch eine zentrale »leitkulturelle« Aktivität darstellt. Besonders einflussreich ist in dieser Hinsicht die These von Richard Peterson (1992). Demnach gehören zwar hochkulturelle Formen zum Geschmacksrepertoire höherer Schichten, doch maßgeblich für deren Selbstverständnis ist ein breites kulturelles Interesse (»Omnivorizität«), das sich über zahlreiche populäre Genres erstreckt. Soziales Prestige genießen am stärksten diejenigen, die Wissen über Filmklassiker haben, aber auch über Blockbuster und Fernsehserien mitreden können; die sich mit bildender Kunst und Literatur auskennen, aber gleichzeitig Anhänger obskurer Nischenpopmusik sind; die bei besonderen Anlässen traditionelle Umgangsformen (Kleidung, Tanz, Manieren) beherrschen, aber ihre Juvenilität sonst durch eine inszenierte Nachlässigkeit unterstreichen; die ihre Weltläufigkeit durch eine globale Reisetätigkeit und Kenntnisse über fremde Kulturtraditionen (besonders deren Küche) demonstrieren. In der obigen Typologie sind diese Lebensstile für die Reflexiven und Liberal Gehobenen besonders kennzeichnend. Die wenigen für Deutschland vorliegenden Studien enthalten jedoch eher schwache Bildungseffekte auf die Omnivorizität. Zudem deuten empirische Studien der Nachkriegsjahrzehnte darauf hin, dass in den oberen Bildungsschichten damals schon ein vielseitiger Interessenhorizont anzutreffen war und dass populäre Freizeitbeschäftigungen gleichberechtigt neben elitär legitimierten praktiziert wurden. Die seit den »Goldenen Zwanzigern« und verstärkt seit den 1950er Jahren expandierende Massenkultur hat offenbar alle Schichten erfasst (Müller-Schneider 1994). Aus zeitvergleichenden Studien geht hervor, dass Kinofilme (Prommer 2010), populäre Tanzmusik (Otte 2010) und Fußballspiele (Fürtjes/Hagenah 2011) schichtübergreifend rezipiert wurden und sich daran über die Jahrzehnte wenig geändert hat. Forschungsbedarf besteht zur Ergründung bildungsspezifisch differenzierter Rezeptionsformen und -kontexte und der darin zum Ausdruck kommenden Distinktionsprozesse innerhalb der Populärkultur. So verweist die Überrepräsentation höherer Bildungsgruppen in Programmkinos auf ihre Präferenz für ausgefallene, künstlerisch anspruchsvolle Filme.

Die Modernisierung (► *Modernisierung und Individualisierung*) von Lebensstilen wird durch Prozesse strukturellen Wandels (wie der Bildungsexpansion) und damit assoziierte Prozesse des Wertewandels angetrieben. Als übergreifender Trend kann eine Verschiebung von Werten der Autoritätsfurcht und Konformität zu solchen der Selbstentfaltung und Emanzipation identifiziert werden (Welzel 2009). Einige traditionelle Integrationsinstanzen wie die Kirchen (► *Kirchen, Religionsgemeinschaften und Religiosität*) verlieren dadurch nicht nur auf der Werte-, sondern auch auf der Verhaltensebene an Rückhalt. Mit Blick auf den Kirchgang und andere religiöse Riten sind Lebensstile in Deutschland zunehmend säkularisiert (Lois 2011; Pollack/Pickel 2003). Bezogen auf die Lebensführungstypologie bedeutet dies ein Schrumpfen des traditionellen Segments zugunsten der anderen Segmente. Da Individuen aber nicht nur generationalen Prägungen, sondern auch lebenszyklischen Veränderungen unterliegen, wirken Sicherheits- und Bewahrorientierungen der Enttraditionalisierung entgegen. So steigt die Kirchgangshäufigkeit mit zunehmendem Alter leicht an, forciert durch Lebensereignisse der Eheschließung, Einschulung der Kinder und Verwitwung (Lois 2011). Die Dynamik von Lebensstilen ist ferner dadurch gekennzeichnet, dass das moderne Segment fortlaufenden Umwälzungen verschiedener Art unterworfen ist: Während dort in den 1980er Jahren das konsumasketische und technikskeptische »alternative Milieu« verortet werden konnte (Flaig et al. 1993), verbindet der Typus der »Reflexiven« heute Statuskonsum, Technikaffinität und ökologisches Handeln in einem ausgewogenen Verhältnis. Durch die gleichzeitige Lagerung in der historischen und biografischen Zeit bewegen sich viele Menschen im Zuge ihres Lebens vom modernen, offenen zum traditionellen, geschlossenen Pol des sozialen Raumes. Die Wirksamkeit dieser ineinander verwobenen Teilprozesse kann mit Paneldaten untersucht werden, wie Lois (2011) exemplarisch für die Religiosität vorführt. Eingehender Forschung bedarf die Frage, ob die Initiierung neuer Lebensstile früher vornehmlich von gehobenen sozialen Schichten ausging und sich durch das Aufkommen von Jugend- und Popkultur stärker auf junge Altersgruppen verlagert hat, ob also das vertikale »trickle-down«-Modell zunehmend durch eine horizontale Stildiffusion überlagert worden ist.

## 5 Relevanz von Lebensstilen

Die bisherigen Ausführungen haben die Relevanz von Lebensstilen wegen ihrer symbolischen Wirkungen deutlich werden lassen: Lebensstile können als symbolische Ebene der Sozialstruktur betrachtet werden. Sie bieten Orientierung im interpersonellen Umgang, da sie – im Sinne der Definition – ästhetische und ethische Werthaltungen zum Ausdruck bringen und für andere identifizierbar machen. Anhand von Lebensstilen lassen sich Zugehörigkeiten zu Eigengruppen und Abgrenzungen gegenüber Fremdgruppen markieren. So haben mehrere Studien demonstriert, dass sich die Gültigkeit des Ho-

mophilieprinzips («Gleich und gleich gesellt sich gern») auf verschiedene Dimensionen von Lebensstilen erstreckt. Als Freunde und Lebenspartner werden Personen bevorzugt, die einen ähnlichen Lebensstil haben. Dagegen liegen über konflikthafte Wirkungen von Lebensstilen kaum systematische Studien vor. Zwar wird in der Stadtsoziologie (► *Stadt und Land. Siedlungsstruktur*) darauf verwiesen, dass im Rahmen von Gentrification-Prozessen die Lebensstile der Zuzügler mit denen der alteingesessenen Quartiersbewohner konfliktieren und Verdrängungsprozesse initiieren. Jedoch wurde kaum belegt, dass tatsächlich Lebensstile – und nicht etwa die Einkommensverhältnisse der beteiligten Gruppen – ursächlich für die Umzugsdynamiken sind. Des Weiteren zeigen empirische Arbeiten, dass Haushalte nach den Lebensstilen ihrer Mitglieder differenziell über das Stadtgebiet verteilt sind. Kaum wurde aber untersucht, wie stark die Relevanz des Lebensstils für Wohnstandortwahlen ist. Die Forschung deutet darauf hin, dass Wohnentscheidungen primär nach klassischen Determinanten getroffen werden, d. h. nach ökonomischen Ressourcen, der Stellung im Lebenszyklus und der ethnischen Zugehörigkeit (Otte 2004: Kapitel 10). Um diese Fragen zu klären, sind Untersuchungsdesigns nötig, die die Wirkungsmechanismen der einzelnen Variablen zu isolieren vermögen.

Neben ihren Symbolwirkungen haben Lebensstile erhebliche Relevanz für individuelle Lebenschancen. Das gilt etwa für gesundheitsrelevante Aspekte des Lebensstils (Abel 2004): Tabak- und Alkoholkonsum, sportliche Aktivität und Ernährung beeinflussen das Morbiditäts- und Mortalitätsrisiko nachhaltig. Auch die Reproduktionstheorie Bourdieus (1982) postuliert Wirkungen des Lebensstils auf Lebenschancen. Sie beziehen sich auf die innerfamiliäre Weitergabe kulturellen Kapitals. Bourdieus Ansicht nach sind Kinder privilegierter Herkunft in der Schule erfolgreicher, weil sie durch die Sozialisation im Elternhaus über kulturelles Kapital verfügen, das die schulischen Leistungen fördert und die Lehrer beeindruckt. Wie Sullivan (2011) in einem Literaturüberblick zeigt, findet eine intergenerationale Transmission in der Tat für viele Lebensstilelemente statt. Nur wenige Studien befassen sich jedoch mit der differenzierten Analyse ihrer weiteren Auswirkungen; diese kommen zu dem Schluss, dass es im Wesentlichen die im Elternhaus vermittelten Lesekompetenzen sind, die schulischen Erfolg begünstigen, während etwa Kunst- und Musikkenntnisse allenfalls begrenzte Effekte (im Kunst- und Musikunterricht) haben. Es sind also die schulisch generalisierbaren Fähigkeiten des Lesens und Schreibens, die zur Reproduktion von Bildungsungleichheiten beitragen, nicht kulturelles Kapital im umfassenden Sinne.

Darüber hinaus beansprucht die Lebensstilforschung, erklärungskräftige Modelle bereitzustellen, die sich auf eine große Breite von Erklärungsgegenständen anwenden lassen. Häufig handelt es sich bei diesen Modellen um Werte- oder Lebensführungstypologien. Postuliert wird, dass bereichsübergreifende Werte- oder Lebensführungsmuster herangezogen werden können, um konkrete Einstellungen und Verhaltensweisen in spezifischen Lebensbereichen zu erklären. Gerade in der angewandten Forschung ist damit die Hoffnung verbunden, Märkte trennschärfer zu segmentieren als mit klassischen Sozialstrukturkonzepten. Leider wird die Erklärungskraft verschiedener Ansätze

selten im Vergleich untersucht. Zudem verbleiben viele Studien auf einer deskriptiven Ebene, d. h. sie stellen Verteilungen der Merkmalsausprägungen der Zielvariablen über die Typen dar, ohne die Erklärungs- oder Prognoseleistung der Typologie zu evaluieren. Für die obige Lebensführungstypologie (Abbildung 1) findet sich eine solche Evaluation bei Otte (2011). Im Vergleich mit Konzepten vertikaler (Einkommen, Bildung) und horizontaler (Alter, Geschlecht) Ungleichheit zeichnet sich die Typologie durch eine hohe Varianzerklärung in einer großen Breite von Anwendungsfeldern aus. Sie stellt somit eine relativ trennscharfe Personenklassifikation bereit. Als Hauptproblem erweist sich die mangelnde Zurechenbarkeit der gefundenen statistischen Zusammenhänge auf klar benennbare Wirkungsmechanismen der Lebensführung. Dieses Problem entsteht durch die ganzheitliche Konzeption solcher Typologien. Wenn man beispielsweise einen positiven Zusammenhang zwischen dem Einkommen und der Nachfrage nach einem Gut feststellt, kann man ihn leicht damit erklären, dass sich nicht jeder das Gut leisten kann. Stellt man hingegen einen Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zu einem Lebensführungstypus und der Nachfrage fest, bleibt meist interpretationsoffen, wie er zustande kommt. Die Relevanz der Lebensstilforschung ließe sich also vergrößern, wenn Lebensstile systematischer in präzise formulierte Theorien eingebunden würden.

Ein Forschungsfeld, das in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird, ist der internationale Vergleich von Lebensstilen. Aktuell lassen sich dazu kaum aussagekräftige Ergebnisse anführen, weil Lebensstilindikatoren nur selten in explizit komparativen Studien erhoben werden (Gronow/Southerton 2010). Die für viele Länder vergleichbar entwickelten Typologien der Marktforschung (Ascheberg 2006) lassen ebenfalls nur wenige Rückschlüsse zu, da die Methodik der Typenbildung intransparent ist. Zwar ist es möglich, auf dieser Basis einzelne Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Lebensstilstrukturen verschiedener Länder rudimentär zu beschreiben, doch lassen sich die Befunde ohne eine harmonisierte Messung, ohne eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Länderkontexten und ohne komparative Theoriebildung nicht zufriedenstellend erklären.

## Literatur

- Abel, Thomas (2004): Gesundheitsrelevante Lebensstile. In: Buddeberg, Claus (Hrsg.): *Psychosoziale Medizin*. 3. Auflage. Berlin, 295–306.
- Angele, Jürgen/Kott, Kristina/Weinmann, Julia (2008): Private Haushalte – Einkommen, Ausgaben, Ausstattung. In: Statistisches Bundesamt/GESIS/WZB (Hrsg.): *Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn, 145–162.
- Ascheberg, Carsten (2006): Milieuforschung und Transnationales Zielgruppenmarketing. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte Heft 44-45*, 18–25.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main.
- Fischer, Hendrik K. (2010): Soziale Ungleichheit im Spiegel des Konsums. Eine clusteranalytische Untersuchung zum differentiellen Konsum im Kaiserreich. In: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 51, 229–257.

- Flaig, Berthold Bodo/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg (1993): Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn.
- Fürtjes, Oliver/Hagenah, Jörg (2011): Der Fußball und seine Entproletarisierung. Zum sozialstrukturellen Wandel der Kickerleserschaft von 1954 bis 2005. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63, 279–300.
- Glatzer, Wolfgang (1998): Haushalte und Haushaltsproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. In: Schäfers, Bernhard/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Opladen, 288–299.
- Gronow, Jukka/Southerton, Dale (2010): Leisure and Consumption in Europe. In: Immerfall, Stefan/Therborn, Göran (Hrsg.): *Handbook of European Societies. Social Transformations in the 21st Century*. New York, 355–384.
- Hartmann, Peter H. (1999): *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen.
- Hermann, Dieter (2006): Back to the Roots! Der Lebensführungsansatz von Max Weber. In: Albert, Gert/Bienfait, Agathe/Sigmund, Steffen/Stachura, Mateusz (Hrsg.): *Aspekte des Weber-Paradigmas*. Wiesbaden, 238–257.
- Isengard, Bettina (2005): Freizeitverhalten als Ausdruck sozialer Ungleichheiten oder Ergebnis individualisierter Lebensführung? Zur Bedeutung von Einkommen und Bildung im Zeitverlauf. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57, 254–277.
- Lareau, Annette/Weininger, Elliot B. (2003): Cultural Capital in Educational Research. A Critical Assessment. In: *Theory and Society* 32, 567–606.
- Lois, Daniel (2011): Wie verändert sich die Religiosität im Lebensverlauf? Eine Panelanalyse unter Berücksichtigung von Ost-West-Unterschieden. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63, 83–110.
- Müller-Schneider, Thomas (1994): *Schichten und Erlebnismilieus. Der Wandel der Milieustruktur in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden.
- Otte, Gunnar (2004): *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden.
- Otte, Gunnar (2005): Entwicklung und Test einer integrativen Typologie der Lebensführung für die Bundesrepublik Deutschland. In: *Zeitschrift für Soziologie* 34, 442–467.
- Otte, Gunnar (2010): »Klassenkultur« und »Individualisierung« als soziologische Mythen? Ein Zeitvergleich des Musikgeschmacks Jugendlicher in Deutschland, 1955–2004. In: Berger, Peter A./Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse«?* Wiesbaden, 73–95.
- Otte, Gunnar (2011): Die Erklärungskraft von Lebensstil- und klassischen Sozialstrukturkonzepten. In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hrsg.): *Lebensstilforschung. Sonderheft 51 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden, 361–398.
- Otte, Gunnar/Rössel, Jörg (2011): Lebensstile in der Soziologie. In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hrsg.): *Lebensstilforschung. Sonderheft 51 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden, 7–34.
- Peterson, Richard A. (1992): Understanding Audience Segmentation. From Elite and Mass to Omnivore and Univore. In: *Poetics* 21, 243–258.
- Pollack, Detlef/Pickel, Gert (2003): Deinstitutionalisierung des Religiösen und religiöse Individualisierung in Ost- und Westdeutschland. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55, 447–474.
- Prommer, Elizabeth (2010): Das Kinopublikum im Wandel: Forschungsstand, historischer Rückblick und Ausblick. In: Glogner, Patrick/Föhl, Patrick S. (Hrsg.): *Das Kulturpublikum. Fragestellungen und Befunde der empirischen Forschung*. Wiesbaden, 195–237.

- Rössel, Jörg/Hackenbroch, Rolf/Göllnitz, Angela (2005): Soziale Differenzierung und Strukturwandel des Hochkulturpublikums. In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.): Jahrbuch für Kulturpolitik 2005. Essen, 225–234.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main.
- Spellerberg, Annette (1996): Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin.
- Sullivan, Alice (2011): The Intergenerational Transmission of Lifestyles. In: Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hrsg.): Lebensstilforschung. Sonderheft 51 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden, 196–222.
- Vester, Michael/von Oertzen, Peter/Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt/Main.
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. Auflage. Tübingen.
- Welzel, Christian (2009): Werte- und Wertewandelforschung. In: Kaina, Victoria/Römmele, Andrea (Hrsg.): Politische Soziologie. Ein Studienbuch. Wiesbaden, 109–139.